Dornenröslein.

Erzählung von Marianne Ulrich.

Ach ja, das Leben war schön! Mit lachenden Augen sah Kurt Heyden über das Meer.

Langsam schlenderte der junge Oberleutnant dahin, freute sich über Luft und Sonne, kaufte einem kleinen Orangenhändler einige Früchte ab, hörte lächelnd dessen Wortschwall an und blieb schließlich mit einem leisen Ruf des Entzückens stehen.

Vor ihm, auf einer Ausbuchtung des Gestades, stand ein Wartthurm. Jahrhunderte alt schien das Gemäuer, malerisch hob sich das gelbe Gestein vom blauen Himmel ab. Eine Bank lud ringsherum zum Sitzen ein — hier war gut Apfelsinen essen.

Vergnügt ließ Kurt Heyden sich nieder, reckte die Arme und athmete tief.

Ja, hier war es gut sein! Den Strohhut legte er neben sich, und begann seine Früchte zu schälen.

Da hörte er Tritte von der anderen Seite.

Schade, dachte Heyden, das Alleinsein war gerade so schön! Aber sein Unmuth währte nicht lange. Um die Ecke des Thurmes kam ein junges Mädchen. Kaum achtzehnjährig mochte sie sein, mit graziösen Gliedern und einem schmalen, reizenden Gesicht, das dunkle Haare umrahmten.

Im Eilschritt kam sie heran. Und dann ein plötzliches Hemmen des schnellen Laufes — ein zorniger Blick aus funkelnden, schwarzen Augen.

„Meine Bank!!"

Grenzenlose Entrüstung klang aus dem kaum unterdrückten Ausruf. Augenscheinlich betrachtete sie die Bank als ihr alleiniges Eigenthum.

Er freute sich innerlich. Das war gerade sein Typ, diese schlanken Gestalten mit den raffigen Bewegungen. Eben wollte er aufstehen und ihr mit einigen liebenswürdigen Worten die Bank überlassen, da traf ihn von Neuem ein böser Blick, der hübsche Kopf flog in den Nacken, und sie schritt eilig an ihm vorbei.

„Kleines Herzlein," murmelte er vergnügt, „hättest mich wohl am liebsten aufgespießt."

Aufmerksam sah er ihr nach.

„Schick, reizend," dachte der junge Leutnant, „das wird ein Vergnügen sein, das stachlige Röslein wiederzusehen. Und dazu wird in dem kleinen Nervi ja reichlich Gelegenheit sein. Auf dieser Strandpromenade kann man sich ja gar nicht entgehen."

Gemächlich verspeiste er seine Früchte und begann wohlig zu träumen.

Wirklich, das Leben war schön. Schön, wenn man gesund, wohlhabend und jung war. Es hatte bisher eine Fülle von Freuden für ihn bereit gehabt. Nichts war ihm fehlgeschlagen. Selbst mit seiner Karriere hatte der Vater sich ausgesöhnt. Sein lieber, alter Herr! Schwer genug war es ihm geworden, ihn Offizier werden zu lassen, viel lieber hätte er den einzigen Sohn als seinen Nachfolger in dem großen Handelshause gehabt. Nur ein einziges, kleines Unbehagen hatte in letzter Zeit seinen Frohsinn gestört. Die immer dringlicher werdenden Mahnungen des Vaters, nun bald zu heirathen.

Gegen das Heirathen an sich hatte er ja nun eigentlich nichts einzuwenden. Aber der Vater wollte ihm gewissermaßen seine Zukünftige aussuchen, und das gefiel ihm ganz und gar nicht.

Wieder und wieder priesen ihm die Eltern die Vorzüge einer Verbindung mit Fräulein Marieluise Hentschel an. Das war die einzige Tochter von des Vaters Geschäftsfreund, einem reichen Kaufherrn im gesegneten Köln.

Beide Väter wünschten diese Verbindung ihrer Kinder; aber Kurt wollte sich seine Frau selber wählen, bevormunden ließ er sich nicht.

Darum hatte er es auch abgelehnt, die ungewöhnlich dringende Bitte seines Vaters zu erfüllen, die Rückreise über Köln zu machen. Nein, er spürte gar kein Verlangen danach, diese protzig reiche Rheinländerin kennen zu lernen.

Nun, vorläufig hatte es ja mit dem Heirathen noch keine Noth. Jetzt war er in dem vielgepriesenen Nervi und wollte sich aller unangenehmen Gedanken entschlagen.

Die Sonne stieg höher, und es wurde heiß. Gemüthlich erhob sich Kurt Heyden und schlenderte die Promenade zurück, seinem Hotel zu.

Von der andern Seite kam eine elegante Equipage angebraust, Diener und Kutscher steckten in tadelloser Livree. Heydens geübtes Auge sah mit Bewunderung auf die prächtigen Renner. Und dann stutzte er. Im Fond des Wagens saßen zwei Damen, die eine, ältere, mit leicht ergrautem Haar, die andere — ja die andere war wahrhaftig sein stachliges Röslein.

Mit entzücktem Blick beobachtete er die lässige Grazie, mit der sie in den Kissen lehnte.

„Sieh mal an, Fortuna scheint es wirklich nicht schlecht mit dir gemeint zu haben, mein Dornenröslein", meinte er, lächelnd seines Weges weiter schreitend. „Ob es mir gelingen wird, deine Bekanntschaft zu machen? Nous verrons!"

Im Vestibül seines Hotels trat der Portier auf ihn zu und überreichte ihm einen Brief.

„Vom Vater", dachte er erfreut und begann, langsam die Treppe hinansteigend, seinen Brief aus der Heimath zu entfalten.

Aber sein frohes Gesicht wurde beim Lesen immer ernster. Was war denn das? Der allezeit heitere Vater schrieb in einem ganz ungewöhnlich ernsten Ton:

„Mein lieber Kurt!

Deine Mutter und ich ersehen mit Freuden aus jedem Deiner Briefe, welchen Genuß Dir Deine italienische Reise bereitet. Darum wird es mir doppelt schwer, Dir Dein Vergnügen mit einer Nachricht zu stören, die Dir höchst unwillkommen sein wird. Ich muß Dich bitten, mir die letzten acht Tage Deines Urlaubs zu opfern. Es handelt sich um Deine Heirath, und die Sache ist zu wichtig, als daß ich sie brieflich abmachen könnte. Nur so viel: Ich will Dich zu nichts zwingen, dazu habe ich Dich zu lieb. Aber ich habe starke Verluste gehabt in der letzten Zeit. Noch ist mein Kredit ungeschmälert, und Du weißt, das ist die Hauptsache für einen Kaufmann. Durch Deine Verbindung mit der Tochter aus dem großen Kölner Handelshause könnte ich die Krise überwinden. Denke darüber nach. Wenn ich mich insolvent erklären müßte — es ginge mir ans Leben. Willst Du nächste Woche bei uns eintreffen? Deine Mutter und ich umarmen Dich.

Dein treuer Vater."

„Aber das ist ja ganz unmöglich, das kann ja nicht sein, der Vater am Bankerott!" stöhnte Kurt Heyden.

Aufgeregt lief er in seinem Zimmer auf und ab.

Der Vater schrieb so ernst — natürlich mußte er als Sohn alles thun, um zu helfen. Aber heirathen? Und nun gar ein Mädchen, das er vielleicht gar nicht mochte? Um des Geldes willen?

Er stampfte heftig mit dem Fuß auf. Nie würde er das thun, nicht einmal sehen wollte er diese gräßliche Marieluise.

Das — ja das war sein Geschmack.

Es litt ihn nicht lange im Hause. Der Wunsch, seine reizende Unbekannte zu sehen, trieb ihn an den Strand und in die Berge, überall suchte er sie, aber das Glück war ihm nicht hold, er fand sie nicht.

Schon in aller Morgenfrühe des nächsten Tages ging er wieder die Strandpromenade entlang. Den Brief aus der Heimath hatte er ganz vergessen.

Tief athmete er die köstliche Meeresluft, Frohsinn und Jugendlust waren übermächtig wieder da, übermüthig grüßend schwenkte er seinen Hut, als er vor dem alten Thurm stand.

Der kleine Obstverkäufer fand sich wieder ein, zog grinsend mit einem reichlichen Trinkgeld ab, und voll froher Erwartung ergriff Kurt Heyden Besitz von der umstrittenen Bank.

Mit Herzklopfen lauschte er. Und richtig, da nahten sich wieder die eiligen Schritte — da war das reizende Gesicht unter dem Florentinerhut, da blitzten die schwarzen Augen böse — ach, so böse!

Ganz sprachlos über so viel Verwegenheit blieb sie stehen. Und seine sonnigen Augen begegneten den ihren, und sein ganzes Gesicht strahlte und lachte.

Er erhob sich und zog sehr höflich den Hut.

„Gnädigste lieben auch den alten Thurm? Es ist doch das schönste Plätzchen an der ganzen Promenade, nicht wahr?"

Ueber ihr junges Gesicht huschten in deutlichem Wechsel allerhand Empfindungen. Zorn, daß man es wagte, sie zu stören, sie anzureden, leises Staunen und heimliches Begehren, mit dem Fremdling, der so strahlend und glücklich aussah, zu sprechen.

„Es ist am schönsten, wenn man allein hier ist." Sie hatte schon wieder ihre hochmüthige Miene aufgesetzt.

„Ach, es kommt immer auf die Gesellschaft an," meinte er gemüthlich, „ich finde es augenblicklich jedenfalls sehr nett."

Erstaunt sah sie ihn an. Sehr nett? Dieser dreiste Mensch fand es nur „sehr nett", wenn er sich in ihrer Gesellschaft befand?

„Wollen Gnädigste vielleicht Platz nehmen? Wenn ich an das äußerste Ende der Bank rücke, hoffe ich nicht zu stören."

„Sie stören mich gar nicht."

„Dante sehr. Ich sehe, Gnädigste haben ein Buch bei sich. Ich werde mich ganz schweigsam verhalten und mir eine Apfelsine schälen."

„Wie kann man immerfort Apfelsinen essen! Greulich!"

„Nein, immerfort thue ich das auch nicht. Ich esse auch manchmal etwas anderes, oder ich reite oder segle. Gnädigste lieben das Segeln?"

„Nein."

„Aber reiten?"

„Nein."

„Auch nicht? Ja was denn?"

„Lesen!" sagte sie mit Betonung.

Dann klappte sie mit einer energischen Bewegung ihr Buch auf und nahm weiter keine Notiz mehr von ihm.

Er betrachtete sie verstohlen von der Seite. Entzückend, dachte er. Diese sanft geschwungene Linie des Kinns, die in so reizvollem Gegensatz zu der trotzigen Oberlippe stand, die fein geformte Nase, die schmale Stirn mit den dunklen Augen darunter — zum Verlieben.

Wenn sie ihn doch noch einmal so zornig anblicken wollte!

„Dürfte ich Ihnen nicht eine von diesen herrlichen Früchten anbieten?" fragte er liebenswürdig.

Da hatte er den gewünschten Blick!

„Danke!"

Ein Blumenverkäufer ging vorbei. Geschwind hatte er zwei herrliche Rosen gewählt.

„Aber ich darf dem Dornenröslein zwei Schwestern ohne Dornen reichen?"

Seine Stimme hatte zwar den neckenden Klang, aber er sah sie in so ehrlicher Bewunderung an, daß die unfreundliche Antwort auf ihren Lippen erstarb.

Ein leichtes Roth färbte ihre Wangen, ein kurzes Zögern — sie hielt die Blumen in der Hand.

„Ich danke."

Dann stand sie unvermuthet rasch auf.

„Adieu!" Ein kaum merkliches Nicken, und da ging sie schon. Kaum daß ihm Zeit geblieben war, emporzuschnellen u. ihr seinen schönsten Diener zu machen.

Nun, am Nachmittage sollte sie ihm nicht wieder entgehen!

„Ist heute nicht irgend etwas Besonderes los, wo man hingehen kann?" fragte er eifrig den betreßten Hüter seines Hotels.

„Si, si, Signore, ganz gewiß. Heute haben wir großen Concert im Eden-Hotel. Spielen die Bersaglieri aus Genova, oh bellissimo — ferr gut." „Bellissimo, ferr gut", copirte Kurt fröhlich. Dann sah er sie dort gewiß am Nachmittag. Darum sorgfältig Toilette gemacht und vorwärts zur Attacke.

Im vornehmen Eden-Hotel war die elegante Welt versammelt.

Langsam stieg Heyden die Stufen hinan, durchschritt die Veranda und sah sich in dem mit blühenden Pflanzen dekorirten Vestibül um.

Da fuhr am Portal eine Equipage vor. Ein kleiner Freudenschreck durchzuckte ihn. Er hatte sofort seine stachlige junge Schönheit erkannt.

„Aha, mein Dornenröslein!" triumphirte er. „Dachte ich's doch, daß ich sie hier sehen würde." Schnell ließ er sich in einen der umherstehenden Sessel fallen und betrachtete anscheinend eines der ausliegenden Albums.

Da traten die beiden Damen in die Halle. Aber sie durchschritten sie nicht, wie Kurt erwartet hatte, um in den Garten zu gelangen, sondern sie wandten sich der in die oberen Etagen führenden Treppe zu.

Der galonirte Bediente und der Portier dienerten hinterher.

Die ältere, sehr vornehm aussehende Dame hatte ihren Arm zärtlich um den Nacken des jungen Mädchens gelegt.

„Komm, Liebchen," hörte er sie sagen, „jetzt wollen wir geschwind Toilette machen."

„Ach, laß uns erst mal durch den Garten gehen, sieh doch, wie himmlisch blau jetzt das Meer ist", bat das reizende Mädchen mit so zärtlich schmeichelnder Stimme, daß er kaum seinen Ohren traute. So liebenswürdig konnte die kleine Kratzbürste sein?

Da traf ihn ihr Blick, und — hui! — flammten die Augen.

„Thu' das nicht noch mal" und nimm mir meine Bank fort," las er ganz deutlich aus ihnen, „und überhaupt, was willst Du hier?"

„Kindchen, es ist eigentlich zu spät" — bemerkte zögernd, aber anscheinend schon zum Nachgeben bereit, die ältere Dame.

„Natürlich, Du hast ganz recht, viel zu spät ist es, verzeih'."

Schnell nahm sie die Hand der alten Dame, drückte einen zärtlichen Kuß darauf, und den Eindringling keines Blickes mehr würdigend, sagte sie zärtlich: „Jetzt führe ich Dich ganz geschwind nach oben."

„Pardon, Durchlaucht, befehlen Durchlaucht denn nicht den Fahrstuhl?" fragte im devotesten Ton der Portier, und der diensteifrige Liftboy war schon mit der Hand an der einladend geöffneten Thür.

„Danke," sagte die junge Dame freundlich, „es ist uns lieber, wir gehen."

Und Kurt Heyden ließ mit einer m[illegible] kleinen Bewegung das Buch auf den Tisch fallen.

„Durchlaucht", hatte der Portier gesagt, Durchlaucht! Na, ja, die Vornehmheit hatte er ihr natürlich angesehen. Aber Durchlaucht!

Seine Augen glitten über das Menschengewimmel, und alles erschien ihm auf einmal so fremd; ganz ausgestoßen kam er sich vor. Gewaltsam gab er sich einen Ruck. Was fiel ihm denn ein? Brauchte er sich etwa von einer Durchlaucht imponiren zu lassen?

Er, ein preußischer Oberleutnant? Gewiß nicht! Aber der Oberleutnant hieß Kurt Heyden. Und Kurt Heyden und Durchlaucht? Das gab einen Klang, der absolut nicht zusammenpaßte.

Er stand auf und wollte gehen.

Er hatte auf einmal alle Lust an den heiteren Klängen der Bersaglieri-Kapelle verloren. Mißmuthig wandte er sich dem rückwärtigen Portal zu. Da stand noch ein Diener am Wagenschlag und ordnete an den Decken.

Er nahm seine hochmüthigste Leutnantsmiene an und fragte:

„Pardon, wem gehört der Wagen?"

Der Diener war augenscheinlich früher Soldat gewesen, denn vor der schnarrenden Kommandostimme richtete er sich straff auf.

„Zu Befehl, Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin von Waldenberg-Sennheim."

Der Name war ihm bekannt.

„Aus Hannover?"

„Zu Befehl, nein, aus Nassau."

„Danke."

Kurt Heyden drehte sich um und ging. Länger die Leute ausfragen, ging nicht gut an, außerdem wußte er ja auch genug. Er machte einen langen Spaziergang und zwang sich gewaltsam, an gleichgültige Dinge zu denken, aber er wurde ein schweres Gefühl in allen Gliedern nicht los.

War die Nacht lang gewesen! Noch nie hatte Kurt Heyden so unruhig geschlafen, noch nie waren ihm die Stunden so langsam vergangen. Endlich war es Tag geworden, und mit befreitem Aufathmen eilte er dem alten Wartthurm zu.

Da saß er nun und wartete klopfenden Herzens. Die Sonne stieg höher und höher, seine Apfelsinen lagen unberührt neben ihm, und schließlich warf er eine nach der anderen in's Meer. Das Dornenröslein kam nicht.

Ein endloser Tag, ein qualvolles Suchen und abermals ein vergebliches Warten am frühen Morgen. Da hielt er es nicht mehr aus. Er ging geradeswegs in's Eden-Hotel. Angelegentlich studirte er die Tafel. Aber er fand den gesuchten Namen nicht.

„Pardon, welche Zimmer bewohnt die Frau Fürstin von Waldenberg-Sennheim?"

Der Portier sah ihn etwas erstaunt an.

„Ihre Durchlaucht sind vorgestern bereits abgereist," sagte er kurz.

„Ab— gereist? Wohin denn?"

„Nach Deutschland zurück."

Langsam schritt er hinaus.

Abgereist — aus, vorbei!

Er lächelte melancholisch. Aus, was noch nicht einmal begonnen hatte. Und der Süden, der herrliche Süden mit seiner Blüthenpracht und all seinem Sonnenschein war ihm auf einmal gar nichts mehr. Es zog ihn nach Hause.

Noch am Abend packte er seine Koffer und kam zwei Tage später im Elternhause an.

Es war keine frohe Heimkehr. Er war erschrocken, den Vater so gealtert zu finden, und die Mutter war bleich und hatte die guten, sanften Augen voller Thränen.

„Wollen wir jetzt die Angelegenheit mal durchsprechen?" fragte Commerzienrath Heyden seinen Sohn. „Dann komm' mit mir in mein Zimmer. Wir wollen deine Mutter damit nicht aufregen."

Stumm ließ er sich neben dem Vater nieder.

„Also ich bin bei zwei großen Fallassements beteiligt und ruinirt, wenn mein Credit jetzt nicht gestärkt wird. Es würde mir namenlos schwer werden, unsere alte, geachtete Firma eingehen zu sehen. Verlobst du dich mit Marieluise Hentschel, so sind wir gerettet. Mein Sohn, lieber Sohn, willst du das Opfer bringen?"

Kurt nickte nur. Es war ja doch alles gleich. Das Herz lag ihm so schwer in der Brust, jeder Athemzug machte ihm Mühe.

„Was soll ich nun thun, Vater?" fragte er müde.

Der Commerzienrath erhob sich und faßte seines Sohnes Hand mit festem Druck.

„Mein guter, lieber Junge. Ich melde dich sofort in Köln an. Laß uns hoffen, daß alles recht wird. Uebermorgen fährst du ab, dann kannst du am Sonntag vort deinen Besuch machen."

Und wieder saß Kurt Heyden in der Bahn, fuhr durch das blühende rheinische Land und sah nichts vom herrlichen, deutschen Frühling. War das wirklich erst wenige Tage her, daß er dort unten am blauen Mittelmeer gestanden und sich kaum zu lassen gewußt hatte vor Lebensfreude? Müde und alt kam er sich vor. Keine Hoffnung, die ihm winkte, kein Ziel, das er zu erreichen wünschte. Ob diese Heirath zustande kam oder nicht, glücklich konnte er nie mehr werden.

Er faßte Entschlüsse und verwarf sie wieder. Er wollte der jungen Dame sagen, daß sein ganzes Herz einer anderen, Unerreichbaren gehörte, wollte sie um Verzeihung bitten, daß er nicht als Bewerber kam. Aber der Vater! Konnte er ihn im Stich lassen?

Und wieder sprang er auf. Ach nein, er fühlte es nur zu genau, nie würde er jene schwarzen Augen vergessen, nie die Sehnsucht verlieren nach dem schlanken, stachligen Röslein. Zu tief hatten die Dornen gestochen, die Herzenswunde wollte sich nicht schließen. Ganz matt kam er in Köln an, stieg in dem vom Vater bezeichneten Hotel ab, schrieb mißmuthig dem diensteifrigen Kellner seinen Namen auf den Meldezettel und warf sich auf das Sofa. Er wollte versuchen, ein wenig zu schlafen. Ganz sachte fühlte er all die quälenden Gedanken schwinden.

Da klopfte es.

Der Kellner brachte ihm zwei Briefe, die am Morgen für den Herrn Oberleutnant abgegeben worden waren.

Etwas erstaunt nahm er sie in Empfang. Der erste, den er öffnete, enthielt einige liebenswürdige Zeilen des Herrn Hentschel, sich nicht erst mit feierlichem Besuch zu bemühen. Als Sohn seines lieben Geschäftsfreundes bäte man ganz zwanglos um sein Erscheinen und erwarte ihn morgen um 1 Uhr zu Tisch.

Kurt Heydens Hand zitterte leicht, als er den Brief auf die Tischplatte fallen ließ.

Mechanisch öffnete er den zweiten Umschlag, warf einen Blick in das Schreiben, und dann weiteten sich seine Augen, und helle Freudenröthe stieg in seine Wangen.

„Geehrter Herr Leutnant Heyden! Mein Papa sagte mir gestern, daß Sie morgen zu Tisch unser Gast sein würden. Dann bin ich ermahnt worden, Ihnen recht freundlich zu begegnen. Darüber bekam ich einen kleinen Schreck! Und nun theile mir mein liebes Muttchen vor einer Stunde mit, daß mein und Ihr Vater aus verschiedenen Gründen unsere Verbindung wünschen. Es ist sehr schwer, nein zu sagen, wenn Papa etwas will. Aber wenn es sein muß, kann ich auch meinen Willen durchsetzen. Und ich will nicht. Oder vielmehr, ich kann nicht. Meinetwegen können Sie auch wissen, warum nicht. Ich liebe einen anderen, liebe — liebe — liebe ihn ganz, über alle Maßen! Nun werden Sie mich auch gar nicht mehr wollen.

Jetzt habe ich noch eine Bitte an Sie. Sie müssen dem Papa sagen, daß Sie mich nicht leiden können. Wenn die Eltern dabei sind, geht es ja nicht, aber wenn wir im Garten allein sind, will ich auch so unausstehlich sein, daß Sie mich schon gräßlich finden werden. Marieluise Hentschel."

Der junge Leutnant war aufgesprungen. Alle Müdigkeit war verflogen. Er lief im Zimmer auf und ab, schwenkte den Brief, und viel hätte nicht gefehlt, so hätte er seine Lippen darauf gedrückt.

Reizende Marieluise, sie wollte ihn nicht! An die Folgen für seinen Vater dachte er im Augenblick gar nicht. Nur daß er frei war, daß er an sein Dornenröslein denken durfte, erfüllte ihn mit Herzensfreude.

In Hast ergriff er einen Briefbogen und schrieb:

„Mein verehrtes, gnädiges Fräulein! Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und werde mich streng nach Ihren Wünschen richten. Und Vertrauen gegen Vertrauen! Auch ich lieb eine andere, liebe sie auch über alle Maßen! Dies Geständniß hätte ich Ihnen sicher bei unserem ersten Alleinsein gemacht. Nun brauchen Sie auch nicht „gräßlich" zu mir zu sein, sondern wir wollen morgen gute Freundschaft schließen, nicht wahr? Bis dahin habe ich die Ehre, zu sein Ihr ganz ergebener Kurt Heyden, Oberleutnant."

Dann klingelte er dem Kellner und ließ das Briefchen durch einen Boten eiligst besorgen.

Nun litt es ihn nicht mehr in dem engen Hotelzimmer, er mußte hinaus, unter Menschen.

Auf den Straßen wimmelte es lustig durcheinander. Mit hellen Augen sah Kurt sich um.

Schaaren von Menschen strebten dem Dom zu. Willenlos ließ er sich mittreiben und trat ein.

Feierlich umfing ihn die Ruhe des herrlichen Gotteshauses. Vor den Altären knieten die Andächtigen, Weihrauch durch die Luft, ein Priester im starren Ornat ging vorüber und sah ihn an mit milden Augen.

Vor einer halbdunklen Nische stutzte er. Vor der Gestalt der Gottesmutter kniete ein junges Mädchen in dunklem Gewande. Sie hatte den Kopf tief gesenkt, und ein großer, schwarzer Hut beschattete die Züge. Er sah nur die schwarzen Flechten und ein zierliches Ohr, und das Herz schlug ihm plötzlich wie toll — Dornenröslein!

Da jetzte die Orgel ein und brachte ihn zur Besinnung. Es war ja Unsinn, wie sollte die Prinzessin allein hierher kommen.

Plötzlich schämte er sich, die Andächtige zu belauschen. Am Eingang wollte er warten, bis sie ihr Gebet beendet hatte.

Still setzte er sich in eine Bank. Und dann glitt auch er auf die Knie wie all die anderen um ihn herum. Zum erstenmal spürte sein junges, leichtsinniges Leutnantsherz die Schauer, die uns erzittern machen, wenn uns ein Hauch aus jener anderen, höheren Welt streift.

Als er nach einer Weile aufstand, war die schwarze Gestalt vor dem Muttergottesbilde verschwunden.

Sonntagmorgen!

Sonnenschein liegt über der Stadt und spiegelt sich in den hellen Augen der Menschheit. Glocken läuten mit frohem Klang und verkünden den Tag des Herrn.

Und froh waren sie alle, die dort rheinauf, rheinab zogen und einer der frohesten war Kurt Heyden.

Ganz übermüthig zog er die Glocke an dem hohen, schmiedeeisernen Portal, das den Besitz des reichen Handelsherrn von der Straße abschloß.

Elastisch durcheilte er den Vorgarten, betrat die prächtige Halle und folgte dem anmeldenden Diener.

Eine Anzahl Gemächer, deren Einrichtung den gediegenen Reichthum der Besitzer verrieth, durchschreitend, gelangten sie an das letzte in der Zimmerreihe.

„Bitte, einen Augenblick zu warten," sagte der Diener, „ich sehe, die Herrschaften sind im Garten."

Bewundernd blickte sich Kurt Heyden in dem schönen, hohen Raum um. Breite Fenster führten fast bis auf die Erde hinab und gewährten freien Ausblick auf den Garten mit seinen Baumgruppen und Rasenplätzen, die sich bis unten an den Rhein erstreckten.

Da wurde hinter ihm hastig eine Thür aufgerissen und wieder zugeklappt.

Der Hausherr! Schnell drehte er sich um.

Ihm gegenüber, einen Strauß Rosen in der Hand, stand eine junge Dame im rosa Gewand. Dunkle Flechten umrahmten ein liebes, geliebtes Gesicht, und schwarze Augen blitzten ihn an, gar nicht böse, wie er es gewöhnt war, sondern staunend, grenzenlos staunend.

„Nein," sagte er ganz laut, „ich träume", und strich sich über die Stirn. Und dann sah er wieder auf, und die Gestalt stand noch immer und machte gar keine Anstalten, als Traumbild zu entweichen.

Auch das Antlitz der jungen Dame hatte sich in Gluth getaucht. Nun zog ein Lachen darüber hin: „Sie sind es — Sie — nein, ist das komisch!"

„Ich wage noch immer nicht, meinen Augen zutrauen," stammelte er, „Sie hier, Prinzessin" —

Ein helles, jubelndes Mädchenlachen. „Prinzessin? „Ach, wie himmlisch! Wieso denn?"

„Ja, habe ich Sie denn nicht eben unten an der Riviera gesehen?"

„Natürlich, am kleinen Thurm, an meinem Thurm!"

Schon blitzten die schwarzen Augen wieder so köstlich böse.

„Aber dann sind Sie doch die Tochter der Fürstin von Waldenberg" —

„I bewahre. Ich bin bloß die Marieluise Hentschel. Die Fürstin ist mein Tantchen, mein Pathekanichen, das ich furchtbar lieb habe. Mein Papa hat ihr früher mal das Leben gerettet, und als ich bald darauf geboren wurde, hat sie sich als meine Pathin angesagt. Ich bin alle Jahre zu Besuch auf dem Schloß, und diesmal hatte mein Herzenstantchen mich zu der italienischen Reise eingeladen."

Dem jungen Leutnant war es plötzlich, als sei die Sonne zum Hinmer [illegible]

und er brauche sie nur [illegible]

Ein Jubelruf kam aus seiner Brust.

„Keine Prinzessin! Gott sei Dank, keine Prinzessin!"

Und dann streckte er plötzlich die Hand aus, sah ihr strahlend in's Gesicht und fragte: „Wollen wir uns jetzt recht schön vertragen?"

„Ja," nickte sie vergnügt und schlug fest in die dargebotene Hand, „wenn Sie mich nie mehr ärgern wollen."

Auf einmal fiel ihm ihr Brief ein. Sie liebte ja einen andern!

Heiß quoll es in ihm empor. Sein Dornenröslein hergeben? Nie im Leben! Mochte der andere nur kommen.

„Was machen Sie denn auf einmal für ein wüthendes Gesicht?" fragte Marieluise spöttisch.

„Ach, ich habe in Gedanken eben nur Jemand umgebracht", meinte er harmlos.

„Hoffentlich nicht mich! Aber da kommen die Eltern!"

Wie im Fluge vergingen die Stunden. Dornenröslein ließ ihre Dornen gar nicht spüren, und als Kurt Heyden bei Tisch mit ihr anstieß und seine Augen gar deutlich verriethen, wie es um ihn stand, da senkte sie ganz demüthig in mädchenhafter Scheu die Lider.

Die Sonne wollte nun sinken. Lustwandelnd ging man durch den Garten.

Unter einer der schönen Platanen stand eine Bank. Vom Rhein wehte kühl und frisch die Abendluft, ein Kahn zog vorbei, und frohe Lieder klangen zu den beiden hinauf.

„Ihre Bank?" fragte Heyden mit neckender Betonung. „Darf ich mich hier auch nicht setzen?"

„Doch," nickte sie, „wir haben ja nun Freundschaft geschlossen."

„Richtig. Fräulein Marieluise, wollen Sie mir jetzt auch einen Freundschaftsbeweis geben?"

„Ja," nickte sie bereitwillig und setzte sich ein wenig von ihm weg.

Er schien das für eine Aufforderung zu halten, rückte ihr noch ein wenig näher und ergriff ihre Hand, die sie ihm gehorsam ließ.

„Wollen Sie mir ehrlich auf eine Frage antworten?"

„Wenn ich doch schon ja genickt habe!"

„Wie heißt der Mann, den Sie lieben?"

Hui, fuhr Dornenröslein empor. Die schwarzen Augen sprühten.

„Das sag' ich Ihnen im Leben nicht! Sie sind indiskret! Wenn ich Sie nun auch so etwas fragen wollte!"

„Dann sagte ich es gleich. Sie liebe ich! Dornenröslein — dich — dich" —

Dornenröslein hielt ganz still und hörte selig auf die Worte, die junge Liebe so wonnig zu finden weiß.

Und ein Staunen kam über sie, daß das Leben so schön sein konnte. Hand in Hand gingen sie dem Elternhause zu.

Die wilde Rose.

Sommermärchen von FritzÄnger.

Mia war ein blühendes Mädchen mit Augen, die zur Andacht zwangen, und mit einer innigen Lebensfreude, die sich auf alles ergoß, was mit ihr in Berührung kam — und Mia bekam jeden Tag Rosen von jungen Leuten, die sie verehrten. Sie gehörte niemand, darum konnten sich viele an ihrer Schönheit erfreuen.

Zum erstenmal aber war es, daß so eine einfache, schlichte Blume mit harten Stacheln in Mias zarte Hände kam; sie griff danach und that sich weh, so daß sie die Hand schnell zurückzog.

„Du, du!" schalt sie und drohte der kleinen Blume und wollte sie wegwerfen; aber die ruhige Bescheidenheit in ihrem Aussehen — sie war für Mia wie ein armes, nacktes Kind, das im Leben von vornherein dazu bestimmt ist, in der Ecke zu stehen — ließ sie anderen Sinnes werden. Mia warf die Rose nicht weg, und als sie am Abend, wie immer, die schönsten Blumen aussuchte, um sie vor dem Schlafengehen in einer Vase auf das Nachttischchen zu stellen, war auch die wilde Rose darunter. — —

Mitternacht kam nahe, das letzte Licht verlosch, und es war ganz still in dem Zimmer, wo das im ersten Jugendreiz erblühte schöne Mädchen den blonden Kopf in die weißen Kissen hüllte.

Mia schlief. Ihre Kleider lagen auf dem Stuhl, die Schuhe standen vor dem Bett, und sie ließ eine Hand über die weiße Decke gleiten, schlief fest und athmete tief.

Da regte es sich plötzlich in der Blumenvase. Die große, dunkelrothe Rose, die that es zuerst, und sie wurde groß und größer und stieg hoch und dehnte und reckte sich und wuchs, und ehe fünf Minuten verrannen, trat mit Schritten so leicht wie Frühlingshauch eine schöne Jungfrau in das Zimmer. Sie hatte schwarze Haare, dunkle Augen und trug um die volle Gestalt einen Schleier aus purpurrother Seide. — Dann that auch die cremgelbe Rose dasselbe und dann die weiße.

So standen die drei schönen Wunderfrauen in dem Zimmer. Neben der strengen dunkeläugigen Schönheit die sanftere Blondine in einem goldduftigen Gewand und die zarte, weiße Jungfrau der weißen Rose mit einem weißen Seidenschal umwunden, wie mit einem zarten Sommermorgennebel. Aber sie standen nicht länger, als sie Zeit brauchten, sich kennen zu lernen, dann fingen sie ein lebhaftes Gethue an: die Dunkle nahm Mias feine Kleider, preßte sie an ihren Mund und sagte leise:

dem traurich, das thue, so muß das

Die Blonde nahm ihr [illegible] von und wickelte Mias kleine Schuhe hinein und preßte Schuhe und Goldhaar an ihre Brust.

„Wenn ich das thue," sagte sie, „so muß sie an den denken, der mich sandte, wo sie geht, und wo sie steht."

Die Weiße, Zarte mit dem duftigen Gewande, die kniete sich an Mias Bett nieder und küßte ihre Hand.

„Wenn ich das thue, muß diese Hand, noch ehe Mitternacht zum zweiten Male wiederkehrt, weich und zart in der Hand dessen liegen, der mich sandte."

Indes war etwas geschehen, was sie alle drei nicht beachtet hatten. Auch die wilde Rose war gewachsen, war groß geworden, und stand hinter ihnen: ein braunes Mädchen, nicht so stolz wie die Dunkle, nicht so zart wie die Blonde und die Weiße und nicht so schön wie sie alle drei. Das braune Mädchen hatte nicht diesen schwebenden Schritt. Es trat näher, und man hörte deutlich, wie es auftrat; es hielt den Nacken steif und ballte die kleinen Hände zu Fäusten. Und es wartete gar nicht, bis man es begrüßte.

„Ihr Schmeichlerinnen," schalt es und trat ganz nahe zu den anderen heran.

Die waren erst ganz verblüfft, aber die Dunkle faßte sich zuerst. Sie trat vor dem braunen Mädchen zurück, als wenn sie eine Berührung mit ihm scheuen würde.

„Wenn Du so wenig erzogen bist, so ziehe Dich wenigstens selbst und zwar zurück."

Die wilde Rose stand kerzengerade und preßte die Arme an ihren schlanken Körper, gleichsam als müßte sie mit Gewalt an sich halten.

„Wer bist denn Du?" fragte die Blonde.

Die wilde Rose sagte nichts.

Die feine Weiße legte ihre Hand auf die Schulter der Blonden und sagte ganz leise:

„Es ist ja unsere Schwester aus dem Wald."

Jetzt sprach die wilde Rose: „Ich war ich, aber Ihr seid so verzärtelt und verzogen, daß alle Natürlichkeit Euch abhanden kam, Ihr seid nicht mehr meine Schwestern, ich kenne Euch nicht mehr."

„Ach, das Fräulein hat eine hohe Meinung von seinem Beruf, nur schade, daß es keinen guten Ruf hat," sagte die Blonde.

„Und sich kaufen ließ, wie Ihr," sagte bitter die Wilde.

„Sollen wir uns das gefallen lassen?" regte sich die Blonde auf.

„Heraus mit Euch," befahl die wilde Rose, „wo ich bin, da herrsche ich, und Eurer Flitter, Eure Zauberkünste sind mir verhaßt. Heraus mit Euch, sag' ich."

Die Dunkle stand, die beiden andern verbargen sich hinter ihr, das braune Mädchen wartete nicht lange auf weitere Entgegnungen, sie faßte die Dunkle am Arm und schob sie weiter. Die drei gingen, da sie nicht den Muth hatten Widerstand zu leisten, und die wilde Rose schloß hinter ihnen die Thüre.

Jetzt trat sie an das Bett, wo das Mädchen schlief und sah auf das schöne, schlafende Gesicht. Sie stand lange, neigte sich über das Bett und küßte die geschlossenen Augen und küßte den ganz wenig geöffneten Mund und stand wieder gerade und sah auf das schöne Mädchen ruhig und lange, bis der Morgen seine ersten Vorboten hinter den Bäumen des Parkes heraufsandte. — — —

Als Mia aufwachte, da fiel ihr erster Blick auf die Rosen. Sie standen alle in der Vase, aber die dunkelrothe, die cremgelbe und die schneeweiße waren entblättert, nur die wilde Rose war noch unverändert, wie am Abend vorher.

Mia sah selten verträumt aus, sie warf schnell das weiße Morgenkleid über sich und trat in das andere Zimmer zu ihrer Mutter.

„Guten Morgen, Mutter," sagte sie.

„Guten Morgen, Kind, hast Du gut geschlafen?"

Mia trat an die angelehnte Balkonthür und sah in den Park hinaus, träumerisch sagte sie: „Ja, ja, Mutter."

„Geh' dort weg, Kind, es zieht," sagte die Mutter.

„Es macht nichts, es ist der Hauch der freien Gottesnatur, Düfte von wilden Rosen — das macht nichts, Mutter."

„Aber Kind, Du kannst Dich erkälten."

Mia blieb und